

Durch die Wälder

*Ein Waldspaziergang
der besonderen Art*

Mit Geschichten von Martin Suter,
Richard Powers, Annie Proulx,
Peter Wohlleben u. v. a.

Ausgewählt von Anna von Planta

Diogenes

Mitarbeit: Shelagh Armit
Nachweis am Schluss des Bandes
Covermotiv: Copyright © Diogenes Archiv

Originalausgabe

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

Copyright © 2019

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

80/19/36/1

ISBN 978 3 257 24511 0

DORIS DÖRRIE

Misakos Weihnachtsbaum

Ihr deutscher Geliebter sei sehr, sehr haarig gewesen, erzählt Misako. Als sie ihn das erste Mal nackt gesehen habe, konnte sie kaum glauben, dass man so viele Haare am Körper haben kann. Seine Brust sei wie ein schwarzer Mohairpullover gewesen, in den sie immer ihren Kopf gelegt habe, auf seinem Rücken sei ein dunkles Fell gewachsen, seine Arme und Beine seien jedoch eher stachlig gewesen, und dort habe es dann ja auch angefangen.

Was?, frage ich, was fing dort an?, aber Misakos Mund schließt sich zu einer geraden, sehr roten Linie. Sie schafft es, den ganzen Tag über ihren Lippenstift weder abzunagen noch zu verschmieren. Wie macht sie das bloß? Sie senkt den Blick in ihre Kaffeetasse und sagt kein Wort mehr.

Am 24. Dezember fuhr ich mit dem kleinen Zug hinaus aus Kyoto nach Kurama hoch oben auf dem Berg, zuerst durch die Vororte und dann durch die Wälder. Ich hielt meine Beine aneinandergedrückt, die Handtasche auf den Knien, ganz so, wie es die Warnhinweise mir befahlen, um nicht unnötig viel Platz einzunehmen. Brav aß und trank und telefonierte ich auch nicht, aber kein Japaner setzte sich neben mich, weil ich groß und blond bin, eine *gaijin*, eine von draußen, die alles richtig machen wollte, um drinnen zu sein in diesem Japan. Mein Fahrrad hatte ich ordent-

lich im Fahrradparkhaus geparkt und den hinteren Reifen dieses Mal genau auf Linie gestellt, nachdem ein Parkwächter mich nicht etwa zurechtgewiesen, sondern vor meinen Augen mein Fahrrad millimetergenau geradegerückt hatte. Man duldete mich und war höflich zu mir, was sich manchmal wie Respekt und manchmal wie Abweisung anfühlte, und als das Jahr auf Weihnachten zusteuerte und es immer dunkler und kälter wurde, fühlte ich mich einsam.

Überall liefen Weihnachtsmänner herum, und auf den Toiletten von Restaurants und Warenhäusern konnte man Jingle Bells statt Wasserfall oder tropischer Regen auswählen, während man sich vollautomatisch das Hinterteil spülen ließ. Auf einer dieser gewärmten Klobrillen, die ich aus energiepolitischen Gründen natürlich ablehnte und gleichzeitig liebte, beschloss ich, Weihnachten in einem Kurbad zu verbringen, einem *onsen*.

Oben auf dem Berg gab es ein Bad unter Kiefern und immer noch bunten Herbstbäumen. Dort war es schön, allein zu sein, dort wollte ich im heißen Wasser sitzen und nichts vermissen, weder Weihnachtsbaum und Weihnachtsgans noch Familie.

Da die Weihnachtstage in Japan keine Feiertage sind, war tatsächlich niemand außer mir im Bad. Das Außenbecken gluckste heiter vor sich hin, absichtlich beging ich allerlei Badesünden, die im *onsen* untersagt sind: Ich wusch mir mit dem winzigen weißen Handtuch, das ich am Eingang für ein paar Yen gekauft hatte, mehrmals das Gesicht, tauchte ganz unter Wasser und ließ mich schließlich auf dem Rücken treiben. Zufrieden schaute ich in den weißen Dampf, der in die Gipfel der schwarzen Kiefern zog, als

eine Frauenstimme hinter mir auf Deutsch sagte: Entschuldigen Sie, aber darf ich Ihnen bitte zeigen, wie man hier badet?

Hinter mir stand eine Japanerin und zeigte mir ihr altersloses Alabasterkörperchen, dem Cellulitis völlig fremd war. Ich versuchte, es nicht persönlich zu nehmen, aber der Unterschied zu einer normalen westlichen Figur und Haut war offensichtlich.

Gomennasai, Entschuldigung, murmelte ich, ich weiß, wie es geht, aber das ließ sie nicht gelten. Sie verbeugte sich knapp, faltete ihr Handtuch zweimal, legte es sich auf den Kopf, und ich machte es ihr nach. Haben Sie denn vorher geduscht?, fragte sie streng. Ich kannte ihre Angst, dass *gaijin* das Wasserbecken für eine große Badewanne halten. Oh, natürlich!, rief ich. Ich schwöre! Ich habe alles richtig gemacht.

Sie nickte. Ich bin eine von den Juten, sagte sie. Das stand auf meinem deutschen Tragebeutel in der Umkleidekabine. Sie kicherte, und ich kicherte ein bisschen mit, weil mir sonst nichts einfiel. Wir verstummten und lauschten dem Wind in den Bäumen und den Krähenrufen, die so klangen wie deutsche Krähen rückwärts. Der berühmte Mönch und Dichter Ikkyu wurde von einem Krähenschrei erleuchtet, und manchmal rief ich japanischen Krähen entgegen: Jetzt erleuchtet mich, verdammt noch mal!, aber sie lachten immer nur: kwakkwakkwak.

Die nackte Frau neben mir wollte sich ausschütten vor Lachen. Deutsche Frauen in Japan, prustete sie, immer auf der Suche nach *satori*, nach Erleuchtung. So komisch.

Ein wenig beleidigt plätscherte ich mit der Hand im

Wasser umher, da bot sie mir ihren Namen an: Misako. Sie streckte einen makellosen weißen Arm über das Wasser hinweg und ergriff erstaunlich fest meine Hand.

Und Japanerinnen, was suchen die in Deutschland?, fragte ich.

Oh, sagte sie lässig, wilden Sex und Klaviermusik. Ohne sich noch einmal nach mir umzudrehen oder sich zu verabschieden, stieg sie aus dem Becken. Wenigstens eine kleine Stelle welken Fleisches versuchte ich an ihren Oberschenkeln zu entdecken, aber Fehlanzeige. Ihretwegen war ich zu lange im Wasser geblieben und wankte nun aufgequollen und hummerrot hinter ihr her. Ich glühte wie ein Scheiterhaufen.

Wir trockneten uns mit waschlappengroßen Handtüchern ab, sie trat auf eine Waage, die im Vorraum stand. Das Ergebnis wollte ich gar nicht sehen, es hätte mich nur deprimiert.

Als wir uns angezogen wieder gegenübertraten, hatte sie sich in eine kleine Oma verwandelt. Sie trug jetzt eine Brille und hässliche graue Hosen, eine dunkelgrüne Strickjacke und einen lila Mantel und wirkte zwanzig Jahre älter als nackt. Ich hoffte, dass es bei mir genau andersherum war. Von oben blickte ich auf ihr tintenschwarzes Haar, das nur noch ältere Frauen hatten, die jüngeren färbten sich alle die Haare rotbraun. Misako hob den Kopf und sah mich an. Ich habe einen deutschen Mann geliebt, sagte sie und seufzte klaffertief. Ich habe ihn über alles geliebt – bis er sich in einen Baum verwandelte.

Wir fahren mit dem Zug zurück, und ich weiß, jetzt kommt gleich das Schönste. Die Sitze lassen sich zum Fens-

ter drehen, wir sitzen vor den Scheiben wie im Kino, der Zugführer macht das Licht im Zug aus, und draußen flammt der bunte Wald auf, wir gleiten durch eine illuminierte Landschaft wie durch einen Traum. Alle, wirklich alle im Zug schnappen verzückt nach Luft, und dann ist es auch schon wieder vorbei, das Licht im Zug geht wieder an, wir drehen die Sitze zurück in unseren Alltag und atmen leise aus.

Er war mein Klavierprofessor in Köln, sagt sie und nippt an einem winzigen Kaffee für sieben Euro. Wir sitzen in einem uralten muffigen Kaffeehaus, das von einer tief gebeugten Greisin geführt wird. In großen Glaskolben braut sie den Kaffee wie in einem Labor. Es dauert ewig. Die meisten Kunden sind ebenfalls hochbetagt und schlürfen ihren Kaffee in religiöser Andacht, während sie vor sich hin rauchen, was nur noch hier erlaubt zu sein scheint. Auf einem Fernseher hoch oben in einer verstaubten Ecke klappt Trump stumm seine Schnute auf und zu wie ein Karpfen.

Ich habe ihn immer nur Herrn Baumgart genannt, sagt Misako, in seinem Namen kam schon der Baum vor, aber das habe ich lange nicht bemerkt. Ich habe es geliebt, ihm die schwarze, haarige Brust zu schlecken, ich habe mich dabei gefühlt wie eine Katze. Ihre Brillengläser beschlagen. Weint sie?

Und Herr Baumgart hat es auch gemocht, o ja, fügt sie hinzu, er hat es sehr gemocht. Sie blickt auf, sieht verloren im Raum umher. Die alte Besitzerin kommt angeschlurft mit einem runden schneeweißen Sahnekuchen, verziert mit Erdbeeren.

Weißt du, wie diese Kuchen heißen?, fragt mich Misako.

Christmas keku, von Christmas cake. Und weißt du, was es bedeutet, wenn man eine Frau als Christmas keku bezeichnet? Nach dem 25. Dezember sind die Kuchen nicht mehr frisch. So wie eine Frau, wenn sie älter ist als 25 und nicht verheiratet.

Aua, sage ich und lache. Misako lacht nicht. Vier lange Jahre habe ich Herrn Baumgarts Fell geschleckt. Und andere Dinge, sagt sie verträumt, während die alte Dame uns immer noch den Kuchen unter die Nase hält, bis Misako wortreich auf Japanisch ablehnt.

Herr Baumgart war strenger mit mir als mit den anderen Schülern, und nie, nie, nie bekam ich gute Noten. Sie lächelt. Hat mir nichts ausgemacht. Ich wusste, er tat das nur, um uns beide nicht zu verraten. Es war völlig klar, wenn ich fertig studiert habe, werden wir heiraten. Völlig klar. Ich hatte das meinen Eltern auch bereits mitgeteilt. Sie waren sehr froh, denn ich war ja schon über mein Verfallsdatum hinaus.

Sie trinkt den letzten Schluck und schaut tief in ihre leere Tasse.

Und?, frage ich. Und? Wie ist Herr Baumgart zum Baum geworden? Misako sieht mich nachdenklich an und steht auf. Zieht sich ihren hässlichen lila Mantel an. Vielleicht erzähle ich es dir, sagt sie. Vielleicht morgen.

Morgen?

Ja, sagt sie, ich muss in der passenden Stimmung sein. Hast du Wanderschuhe?

Nein, richtige Wanderschuhe habe ich nicht. Aber Turnschuhe.

Sie nickt. Das geht auch.

Wieder fahren wir hinauf nach Kurama. Misako spricht kaum. An ihren Füßen hängen klobige Wanderstiefel. Schnell und behende steigt sie den Berg hinauf, ich keuche hinter ihr her und verfluche sie bereits. Wir gehen unter leuchtend roten Shinto-Toren hindurch, an riesigen Zedern vorbei, um die in Augenhöhe ein Seil geschlungen ist, das die göttliche Welt von der profanen trennt. Ich bleibe stehen, mein Atem segelt wie ein Wattebäuschchen vor meinem Mund. Heute ist der 25. Dezember. Am 25. legte meine Mutter noch im Nachthemd um sechs Uhr früh die Weihnachtsgans ins Rohr, und wenn ich dann um neun oder zehn Uhr aus dem Bett kroch, roch es bereits nach Bratenfett und Füllsel. Es gab am 25. kein Frühstück, nur Kaffee, und wenn ich nichts von der Gans aß, weil ich auf Diät oder zur Vegetarierin geworden war, zog ich mir für ein ganzes Jahr den heiligen Zorn meiner Mutter zu. All das gibt es nicht mehr, weder die Weihnachtsgans noch meine Mutter, noch ihren Zorn, und dort oben auf einem Berg mitten in Japan fange ich an zu heulen, zu schluchzen, bis sich Misako umdreht und ruft: Ist was? Nein, rufe ich zurück, nein, nur mein Knie. Sie bleibt stehen, bis ich sie endlich eingeholt habe, und obwohl ich mir die Tränen abgewischt habe, sagt sie nüchtern: Du hast geweint. Ich weine auch immer an Weihnachten, aber jetzt noch nicht.

Resolut nimmt sie mich an der Hand wie ein Kind, und wir wandern weiter. Ich stolpere über dicke Baumwurzeln, die sich wie Adern über den Erdboden ziehen, immer weiter und weiter, Misako kümmert sich nicht um mein Keuchen, sie spricht sogar, während wir weiter aufsteigen: Nach meiner Abschlussprüfung, nichts. Kein Wort von

Heirat. Ich fand das nicht so schlimm, aber meine Eltern schrieben Herrn Baumgart empörende Briefe, er mache mich zu einem *christmas keku*, da war ich längst 26, und dann 27, immer noch wühlte ich mein Gesicht in sein Brustfell, aber wir zogen nicht zusammen, das wollte er nicht. Ich wurde keine Pianistin, ich gab Kölner Kindern Klavierunterricht. Jede Weihnachten fuhr er heim zu seinen alten Eltern und nahm mich nicht mit, und jedes Mal brachte er eine Schachtel Vanillekipferl von seiner Mutter mit, die er nicht mochte, aber ich. Manchmal stritt ich mit ihm und schrie ihn an, dass ich so nicht weiterleben könne, aber er konnte ohne Versöhnung nicht Klavier spielen, also versöhnte ich mich mit ihm. Als ich 30 wurde, wurde ich langsam wütend, als ich 33 wurde, packte mich der Zorn.

Sie bleibt stehen. So, sagt sie befriedigt, hier sind wir. Wir stehen unter Kiefern, die sich tief vor dem Wind beugen und mit ihren langen schwarzen Nadeln im Gegenlicht aussehen wie eine Tuschezeichnung. So, genau so sahen die Haare an seinen Beinen aus, sagt Misako. Und eines Tages wurden sie hart, ganz unangenehm hart. Er beschwerte sich und fing an, sich zu kratzen, aber das half nicht. Sie stachen durch seine Hosenbeine und Ärmel, auch auf seinem Rücken wurden sie störrisch und richteten sich auf wie die Stacheln eines Igels. Und als dann auch sein Brustfell immer stacheliger wurde, ging er zum Arzt, der keinen Rat wusste. Sein Bart war nicht mehr zu bändigen und wucherte wild über sein Gesicht, ebenso seine Haare. Er versuchte, sich zu rasieren, und ich half ihm dabei, aber die Haare waren viel zu dick, und jeder Rasierapparat versagte. Irgendwann fiel es ihm schwer zu sprechen, er verstummte.

Ich sah ihm ruhig dabei zu, wie er sich immer mehr in einen Baum verwandelte, einen Nadelbaum. Keine japanische Kiefer, dazu stand er viel zu gerade, eher in eine Tanne.

Eine Weihnachtstanne, sage ich.

Misako nickt. Herr Baumgart verwandelte sich in einen Weihnachtsbaum. Einen sehr schönen, hohen, geraden Weihnachtsbaum. Und als es dann wieder Weihnachten wurde, rief ich seine Eltern an, die noch nie von mir gehört hatten, und sagte ihnen, dass sie dieses Mal zu ihrem Sohn fahren müssten und nicht andersherum. Und dann schmückte ich ihn mit Glaskugeln und bunten Kugeln und Strohsternen und roten Kerzen. Er sah mich durch das Nadelgestrüpp dabei an, und ich hatte den Eindruck, dass er es mir gar nicht so übelnahm. Ganz oben an seinen Scheitel hängte ich einen kleinen Origamikranich als Abschiedsgruß. Und dann ging ich.

Misako atmet tief durch. Eigentlich weine ich an dieser Stelle immer ein bisschen, aber heute ist mir gar nicht danach.

Schneeflocken beginnen auf uns niederzuschweben. Wir heben ihnen unsere Gesichter entgegen und schließen die Augen.

Wir steigen den Berg hinab, fahren zurück in die Stadt, heute sind wir ganz allein im Abteil, aber wieder macht der Zugführer das Licht im Waggon aus und illuminiert nur für uns den Wald. Und wieder gehen wir in das alte, muffige Kaffeehaus, bestellen Kaffee und einen Weihnachtskuchen, weiß mit Erdbeeren, ganz für uns allein.

MARTIN SUTER

Walter Eder überlebt

Knobel ist der Leiter Human resources, wie der Personalchef heißt, seit Knobel bei der Firma ist. Von ihm stammt natürlich auch die Idee vom Überlebenskurs. Das Gerücht kursiert, daß es sich dabei um die entscheidende Potentialanalyse für die Besetzung der Vakanz *Leiter Gesamteinkauf* handelt. Eder soll's recht sein. Sein einziger ernsthafter Konkurrent ist Gröflin. Keine Stunde überlebt dieses Muttersöhnchen alleine im Wald.

Mit einem Sackmesser, einem Schlafsack, einer Blache, zehn Meter Schnur, vier Müesliriegeln, acht Wasserentkeimungstabletten und zehn wasserfesten Streichhölzern wird das mittlere Kader des Unternehmens einzeln im Wald ausgesetzt. Alle zwölf Stunden wird Jack Smith, der Überlebensinstruktor, in Begleitung von Knobel eine Inspektionstour machen. Wer nicht mehr kann, hat dann Gelegenheit, das Handtuch zu werfen.

Als erstes knetet Eder aus Lehm, den er an der Uferböschung eines Baches findet, ein Gefäß. Er entfacht ein Feuer und brennt es in der Glut. Danach baut er sich eine Bettstatt aus Ästen, über die er die Blache spannt. Inzwischen ist sein Wassergefäß fertig gebrannt. Er nimmt es aus der Glut und holt sich dabei Verbrennungen zweiten Grades an Handballen und Fingerbeeren. Er verbindet die Wunde mit

Blättern. Dann geht er zum Bach, füllt sein Gefäß mit Wasser und wirft eine Entkeimungstablette hinein. Auf dem Rückweg zum Lager beginnt es zu regnen.

Eder rettet etwas Glut unter die Blache, setzt sich auf die Bettstatt und hält das Feuer am Brennen.

Kurz bevor es dunkel wird, kommen Smith und Knobel auf ihrem Kontrollgang vorbei. »Excellent, excellent, jolly good show!« sagt Smith, der einmal in einer britischen Kommandoeinheit gedient hat. Knobel erkundigt sich, ob Eder etwas brauche. »Nein danke, aber darf ich Ihnen etwas anbieten?« erkundigt sich Eder. Knobel scheint beeindruckt.

Es regnet die ganze Nacht. Als Eder kurz austreten muß, berührt er die Blache von unten. Jetzt leckt sie genau über seinem Bauch. Er legt das Tongefäß an die Stelle und verbringt den Rest der Nacht sitzend. Nur die Vorstellung, daß Gröflin, dieser Waschlappen, bereits im Massenlager der nahen Berghütte am Daumen lutscht, hält ihn aufrecht.

Um sechs Uhr geht er Wasser holen. Auf dem Rückweg pflückt er Bärlauch, den er essen will, wenn Smith und Knobel eintreffen. Er kommt gerade rechtzeitig, um mit dem mitgebrachten Wasser einen Schwelbrand am Fußende seines Schlafsacks zu löschen. Um acht Uhr kommen Smith und Knobel. Er bietet ihnen vergeblich Bärlauch und heißes Wasser an und weist den Vorschlag, die Übung abzubrechen, weit von sich.

Eder verbringt den Tag damit, seinen Unterstand auszubauen. Soweit das der Durchfall zuläßt, mit dem sein Körper auf die ungewohnte Menge Bärlauch reagiert. Als Smith und Knobel am Abend auftauchen, ist er bleich, aber fest

entschlossen, eine weitere Nacht durchzuhalten. Er gibt erst auf, als er erfährt, daß Gröflin, diese Memme, schon nach den ersten zwölf Stunden abgewinkt hat.

In der folgenden Woche wird die Entscheidung *Leiter Gesamteinkauf* bekanntgegeben. Eder wird zu Knobel gerufen. Der schaut ihm tief in die Augen und sagt: »Ich fürchte, ich habe eine schlechte Nachricht für Sie, aber ich weiß jetzt: Sie werden es überleben.«

D. H. LAWRENCE
Lady Chatterley's Lover

Connie ging den breiten Reitweg hinab und den kleinen Weg zur Quelle hinauf. Sie sprudelte wie immer, stets dieselbe, so hell und glänzend kalt über die rötlichen Kiesel. Sie saß einen Augenblick und blickte hinein, wie das Bächlein so fröhlich aus dem Nichts hervorkam. Und sie sah zu, wie ein hellgrüner Farnwedel sich entrollte, eine Hirschezunge, die da so hell und geruhig an der Quelle wuchs. Sie entrollte sich, noch während sie zusah, obwohl sie es nicht sehen konnte.

Ein Fasanenhahn schrie, und sie blickte in das stachelige Dunkel des Lärchenwaldes. Aber da bewegte sich nichts. Der Silberruf der Amseln und Drosseln schien hier weiter fort zu sein. Es war frostig und traurig an der Quelle. So viele Geister, so viel Erinnerung! So viele Menschen mußten von dem kalten Wasser getrunken haben in den Tagen des freien Waldes, als der breite Reitweg eine grüne Straße war, die quer durchs Land wanderte. Um die Quelle zu berühren, beschrieb der Reitweg hügelabwärts eine Kurve.

Jetzt aber kam niemand vorüber, und das helle Wasser sprudelte, aber niemand lagerte oben auf der Böschung im Schutz der Bäume. Connie war unheimlich zumute. Sie stand auf, um nach Hause zu gehen. Und sie ging im erregenden Wunder des ersten Frühlingszwielichts, während

die Vögel ungestüm riefen und das gelbe Abendlicht zwischen den zum Aufgehen bereiten Baumknospen verschmolz. Wie viele schöne, geisterhafte Erscheinungen des Lebens gab es im Walde! Jeder Baum hatte sein eigenes geisterhaftes Wesen, jeder Vogel in seinem Versteck, jedes Eichhörnchen, jedes Wiesel, jeder Maulwurf unter der Erde.

Sie bog schließlich in den Pfad zur Hütte ein. Sie strebte nur nach der Nähe des Wildhüters.

Er war da, baute so etwas wie ein kleines Strohhaus, ein Dach auf vier Pfählen, zwischen den Eichbäumen für die Vögel. Nach Norden war es durch Zweige und Stroh abgeschirmt, und es hatte ein richtiges Strohdach, an dem er das Stroh annagelte. Der Hund schlug leise an, und er wandte sich um und sah ihr entgegen. Er schien einerseits erschrocken, andererseits nicht überrascht. Er unterbrach seine Arbeit, tippte sich in dem leichten, hastigen Gruß an die Stirn und sah sie an, ohne etwas zu sagen.

»Wie nett, ein Häuschen für die Vögel!« sagte sie.

»Ja, ein kleines Schutzdach.«

»Hübsch ist das!«

Sie standen und schwiegen, und sie hörte seinen tiefen, ruhigen Atem.

»Es ist Frühling!« sagte sie. »Haben die Vögel ihre Nester gebaut?«

»Ja! Gleich hier ist ein Zaunkönignest!«

»Wo? Ach, zeigen Sie's mir!«

Er führte sie zu einem Baum, wo ein Zaunkönig in einer passenden Astgabel sein Nest gebaut hatte – eine kleine runde Kugel aus Moos und grauen Haaren und Daunen mit einem kleinen runden Loch als Tür.

»Ich wollte, ich wäre ein Vogel!« sagte sie unendlich sehnsüchtig.

»Wirklich? So'n kleiner wie der?«

Er lachte leise. Dann ging er wieder an seine Arbeit.

»Sie werden nicht mehr lange sehen können«, sagte sie.

»Das mag wohl sein!« Und er glättete das lange Weizenstroh. Sie stand unschlüssig, ohne sich zu rühren, und sah ihn an.

»Ich hab den Schlüssel für Sie, wenn Sie'n wollen«, sagte er plötzlich mit gedämpfter, veränderter Stimme.

»Ja? Wie freundlich von Ihnen!« sagte sie ein bißchen erschrocken.

»Ich hol ihn.« Und er ging zur Hütte hinüber, wo er seine Jacke gelassen hatte. Er war in Hemdsärmeln. – Gleich darauf kam er mit dem Schlüssel zurück.

»Danke vielmals! Werde ich Sie auch bestimmt nicht stören, wenn ich komme?« fragte sie.

Er blickte von ihr fort in den Wald.

»Wenn ich Euer Ladyship nicht störe, ich – Sie sind sehr willkommen – ich meine – tun Sie, wie's Ihnen beliebt, es gehört ja Ihnen.«

Sie schwieg einen Augenblick.

»Ja«, sagte sie leise. »Aber ich wollte Ihnen nicht in die Quere kommen – auch nicht scheinbar.«

»Sie kommen mir nicht in die Quere, Mylady –«

»Dann ist es ja gut«, sagte sie leise.

Er stand ein paar Sekunden regungslos und starrte in den Wald. Dann langte er automatisch nach einem Bündel Stroh von dem Haufen und strich es zwischen den Händen glatt. Die Sonne war untergegangen, und zwischen den

Baumstämmen wurde es richtig schattig, obwohl hinter den Zweigen noch gelbes Licht stand.

»Der Tag geht zu Ende«, sagte sie, ohne nachzudenken.

»Ja! Wieder einer!« erwiderte er.

Dieses ›wieder einer‹ hallte seltsam in ihrer Seele wider.

»Dann gute Nacht!« sagte sie.

Und beim Nachhausegehen sah sie einen jungen Mond am westlichen Himmel, blank wie ein Kristallsplitter.

Von nun an ging sie fast jeden Tag zur Hütte. Sie hatte ihren Schlüssel, und wenn er nicht da war, ging sie hinein und setzte sich in die Tür. Er hatte eine Ecke aufgeräumt, gegenüber stand eine Hobelbank, und an der Wand hingen ein paar Werkzeuge. Auch Fallen waren aufgehängt und eine alte Jacke; dann waren da ein Bündel Stroh und ein paar Säcke mit Mais für die Fasanen und auf einem Regal zwei alte Decken, eine Laterne, ein Becher und ein Teller aus Emaille – ein sonderbares Sammelsurium.

Er hatte nur vier Hennen gesetzt. Constance bot ihnen ein bißchen Mais in der Hand an, aber die mißtrauischen Mütter fraßen ihn selten. Statt dessen hackten sie fast wild nach ihrer Hand. Aber bald lernten sie sie kennen und hackten weniger wild.

Sie fühlte sich hier merkwürdig zu Hause, als wäre es ihr *eigentliches* Zuhause. Es machte nichts aus, ob Parkin da war oder nicht. Wie die Hennen und wie sein Hund Flossie hatte er sich an sie gewöhnt. Er ging der Arbeit nach, die er zu tun hatte, ruhig und uninteressiert, ohne sie zu behelligen. Manchmal unterhielt sie sich ein Weilchen mit ihm, obwohl sie hinterher nicht hätte sagen können, worüber. Meist schwiegen sie einfach.

Doch dafür lebte sie: für ihre Stunden im Wald. An manchen Tagen konnte sie gar nicht hinaus, an anderen erst nach dem Tee. Aber wann sie auch hinausging, sie fand ihn dort oder wußte sicher, daß er kommen würde. Und an der raschen, eifrigen Art, mit der er sich umsah, wenn er aus dem Pfad auftauchte, erkannte sie, daß er nach ihr ausschaute.

Es schien sie zueinander zu ziehen. Obgleich sie einander nie berührten, schienen sie seltsam und eng in Berührung zu kommen, in eine mächtige Berührung, die sie beide festhielt. Wenn sie ihn kommen sah, schmolzen ihre Gliedmaßen in einem wunderlichen Feuer, und sie wartete, wartete. Aber immer sah er sie mit diesen unergründlichen Augen an, grüßte und ging beiseite.

Er sah immer nach, ob sie da sei, er wollte, daß sie da sei, und fürchtete es. Er wünschte den Kontakt mit ihr und fürchtete ihn fast ebensowohl, wie er ihn wünschte. Seine sonderbaren runden Augen betrachteten sie in manchen Augenblicken mit unendlichem Verlangen, aber er hielt sich fern. Von ganzer Seele wünschte er, *keine* Affäre mit ihr anzufangen, sie und sich nicht in die später unvermeidlichen, scheußlichen Komplikationen hineinzuziehen. Von ganzer Seele haßte er die demütigenden Komplikationen der Menschenwelt.

Doch er fühlte, wie er aus seinen Eingeweiden, seinen Knien, aus der Mitte seiner Brust ihr entgegenströmte, wie der Strom allmählich stärker wurde, auch wenn er ihm gar nicht bewußt war. Allmählich verlor er den Sinn für Zeit und Bedeutung.

Aber noch gab die eiserne Schranke nicht nach, die Re-

serve, die ihn von ihr zurückhielt, etwas Unbewußtes und Absolutes. Er konnte, wollte nicht den ersten Schritt tun. Er wollte nicht derjenige sein, der anfang. Selbst jetzt wäre er froh gewesen, diesem Schicksal, sie nehmen zu müssen, entrinnen zu können –

Und darum wollte er nicht an sie denken. Seine Gedanken sollten sich nicht mit ihr beschäftigen. Sein Verlangen war in seinem Körper, und sein Geist versuchte dem Körper nicht nachzugeben. Doch allmählich kam so etwas wie ein Schlaf, eine Hypnose über ihn, er verlor das Gefühl für Zeit und Bedeutung, es schmolz dahin in einem unbekanntem, aber unendlich begehrenswerten Strom von Ganzheit. Was sollte man da tun!

Die jungen Fasanen begannen auszuschlüpfen. Als sie das erste kleine Trio – muntere, schmutzfarbene kleine Dinger – auf winzigen Füßen unter dem Strohdach umhertripeln sah, stieß sie einen seltsam erschrockenen Entzückensruf aus. Wahrhaftig, sie waren geboren! Und wenn sie unter der Henne saßen und mit ihren Köpfchen frech durch die gelben Federn der Alten lugten – plötzlich erschien in ihrer Mitte ein winziges, rundes Köpfchen –, weinte Constance vor Rührung. Sie war dankbar, daß der Wildhüter nicht hier war, um sie zu sehen. Und zum erstenmal in ihrem Leben liebte sie eine alte Henne, dieses glänzende, temperamentvolle, warme Geschöpf, unter dessen Gefieder die Küken so weich ruhten!

Zwei Tage lang konnte Constance nicht in den Wald gehen. Eine von Cliffords Tanten überfiel sie mit ihrem Mann, so daß es im Hause geschäftig zuging. Und am dritten Tag reisten sie erst nach dem Tee wieder ab. Aber dann ent-

schlüpfte sie, atemlos und verwirrt, um zu sehen, wie viele kleine Fasanen inzwischen ausgekrochen waren.

Es war ein schöner, warmer Abend, aber die Sonne war schon untergegangen, als sie in den Wald kam. Die Küken waren wohl schon unter ihre Mutter gekrochen und schliefen. Sie eilte zur Hütte und kam gerötet und außer Atem auf der Lichtung an. Er war da, in Hemdsärmeln, und gerade dabei, die Brutkörbe zu verschließen und gegen Räuberei zu sichern. Sie ging geradeswegs zu ihm.

»Wie viele sind inzwischen ausgeschlüpft?« fragte sie.

»Oh, sie sind fast alle raus«, erwiderte er.

Sie zitterte, er stand so dicht neben ihr. Dann hockte sie sich vor den Brutkorb, den er noch nicht verschlossen hatte.

»Sehen Sie!« sagte sie mit leiser Stimme. »Sehen Sie! Sie spähen heraus nach mir. Oh, ich *muß* sie anfassen!«

Winzige Köpfchen erschienen neugierig zwischen dem gelben Federlaub der alten Henne. Constance blickte fragend zu ihm auf: durfte sie die kleinen Vögel anfassen? Er stand über ihr, das Gesicht seltsam hell und ausdruckslos. Und er sah in ihre großen hellen Augen, als verstünde er nicht.

Sie steckte die Hand behutsam durch die Gitterstäbe, um eines der Küken anzufassen. Aber die Henne hackte wütend nach ihr, und Constance zog sich erschrocken und ängstlich zurück.

»Wie sie hackt!« sagte sie verwundert. »Sie läßt mich nicht.«

Er hockte sich, die Knie gespreizt, neben sie und steckte die Hand langsam, sanft in den Brutkorb. Die alte Henne

hackte nach ihm, aber nicht so böse wie nach Constance. Sie kannte ihn. Langsam, sanft zog er die geschlossene Hand mit einem leise piepsenden Küken wieder heraus. Er setzte es in Connies Hände.

»Ist es nicht anbetungswürdig!« rief sie, und ihre Stimme bebte, als das Küken, ein leichtes, kleines Leben, zirpend und zitternd zwischen ihren Händen stand. »Oh, ist es nicht anbetungswürdig! So klein und so keck!«

Wider Willen stiegen ihr die Tränen in die Augen, und sie biß sich auf die Lippe.

»Das ist eins von den lebhafteren«, sagte er, und seine Stimme war ihr ganz nah.

Aber sie senkte den Kopf, um die tropfenden Tränen zu verbergen. Erst merkte er es nicht. Dann, als er es merkte, fragte er zweifelnd:

»Fehlt Ihnen was?«

Sie schüttelte die Tränen von ihren Augen, und während sie mit nassem Gesicht zu ihm aufblickte, versuchte sie durch Tränen zu lachen.

»Es ist nur« – sagte sie mit einem halben Lachen –, »daß sie sich so gar nicht fürchten –«, und dem Lachen folgte ein Schluchzer.

Er legte die Hand sanft auf den Rücken der Kauernden, und langsam, sanft glitt seine Hand in blinder Liebkosung ihren Rücken hinunter bis zu ihren Lenden.

»Nicht weinen!« sagte er sanft.

Aber dann kam noch ein Schluchzer. Sie hielt ihm das Küken zwischen beiden Händen hin.

»Tun Sie's zurück!« schluchzte sie.

Er legte seine Hand auf die ihren, nahm den piepsen-

den kleinen Vogel und schob ihn sanft wieder unter die Henne.

Aber unbewußt kehrte seine Hand sofort zurück, sie zu berühren, zart ihre Flanke zu streicheln. Sie hatte ihr Taschentüchlein gefunden und versuchte sich das Gesicht zu trocknen. Seine Hand glitt langsam um ihren Körper, bis sie ihre in dem Kleid hängenden Brüste berührte.

»Willst du kommen?« fragte er mit leiser, farbloser Stimme.

Aber seine Finger hörten nicht auf, zart ihre Brüste zu liebkosen.

Ihre Tränen waren plötzlich versiegt. Seine Hand an ihrer Brust war wie Flammen. Sie nahm sie in ihre Hand und stand auf. Er fürchtete, daß sie ihn zurückstoßen wollte; aber nein, sie klammerte sich zitternd an seine warme, schlaffe, unsichere Hand.

Er war, den Arm um sie gelegt, aufgestanden, denn sie klammerte sich an seine Hand, die ihre Brüste liebkostete. Er zog sie an sich, und sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, denn das hatte sie sich gewünscht. Er hielt sie ein Weilchen ganz still, und sie schien, das Gesicht an seiner Schulter, einzuschlafen.

»Komm in die Hütte«, sagte er mit leiser Stimme.

Sie wandte sich fügsam um. Er bückte sich, um den Brutkorb zu schließen, und folgte ihr. In der Hütte setzte sie sich schwach auf den Schemel. Er folgte ihr und schloß die Tür, so daß es fast dunkel war. Dann wandte er sich zu ihr, tastete nach ihrem Körper, tastete mit blindem, überwältigendem Instinkt nach dem Hügel ihrer Lenden. Und sie unterwarf sich in einer Art Schlaf. Die tastenden, sanften,

hilflos begehrlchen Liebkosungen seiner Hand an ihrem Körper versetzten sie in ein zweites Bewußtsein, wie Schlaf.

Er hielt sie mit einer Hand, mit der anderen nahm er eine alte Decke vom Regal und warf sie auf die Erde.

»Da kannst du deinen Kopf drauflegen«, sagte er.

Und merkwürdig folgsam legte sie sich hin, den Kopf auf der alten Decke. Sie fühlte ihn langsam, sanft und liebevoll, aber mit sonderbar blindem Ungeschick an ihren Kleidern nesteln, dann das ekstatische Erbeben gleich einer Flamme, als er die weiche, nackte Innenseite ihrer Schenkel berührte. Aber sie gewahrte nichts von dem unendlichen Frieden, als sein Körper in den ihren eindrang. Das war für den Mann – der unendliche Friede des Eindringens in die Frau seiner Begierde.

Sie lag still, in einer Art Schlaf. Die Aktivität und der Orgasmus waren sein Teil. Und hinterher Stille, die große Stille, als er, die Arme fest um sie gelegt, seine Nacktheit an der ihren, neben ihr lag und sie nicht verließ. Sie erinnerte sich, daß eine Frau einmal zu ihr gesagt hatte: »Ob ein Mann dich liebt, merkst du daran, ob er aufstehen und weggehen will, nachdem er dich gehabt hat.«

Nein, er lag, die Arme fest um sie gelegt, in der geheimnisvollen Stille, die sie nicht zu brechen wagte. Bis die Begierde ihn wieder überkam, und dann der köstliche, unsterbliche Augenblick des Eindringens eines Mannes in die Frau seiner Begierde.

Es war ganz dunkel, als er aufstand und sich bemühte, ihr sittsam beim Ordnen ihrer Kleider zu helfen. Und als er die Hüttentür öffnete, sahen sie durch die Eichen den außerordentlichen Glanz des aufgegangenen Mondes.

»Nun ja!« sagte er zu sich. »Es mußte so kommen.«

Es klang fast wehmütig, aber dabei friedlich. Sie lachte kurz.

»Das mußte es wohl!« sagte sie.

Er wandte sich scharf zu ihr, sah sie überrascht an. Dann berührte er ihr Gesicht mit den Fingern, sanft, wie ein Mann die Frau seiner Begierde berührt. Das machte sie stolz.

»Ich muß schnell nach Hause«, sagte sie leise; sie blickte zu ihm auf und hoffte, daß er sie küssen würde. »Komm nicht mit. – Ich komm bald wieder. – Es tut dir nicht leid, nicht wahr?«

Aber er blickte nur auf sie nieder und streichelte wieder sanft ihre Wange und ihren Hals.

»Sag etwas zu mir«, bat sie klagend.

»Was soll ich zu dir sagen?« sagte er ungehalten; er legte die Arme um sie, zog sie fest an sich und küßte sie. Das war es, was sie eigentlich gewollt hatte. Doch sie sagte noch einmal:

»Es tut dir nicht leid, nicht wahr?«

»Mir? Nein! Dir?«

Es war ein seltsames Schwanken in ihm. Sie war die Frau seiner Begierde. Dann fiel ihm ein, daß sie eine Fremde war, die nicht zu ihm gehörte.

»Ich bin froh«, sagte sie.

Aber selbst daß sie das sagte, schien sie von ihm zu trennen.

Sie ging ruhig und froh nach Hause. Aber er war sich nur dessen bewußt, daß sie gegangen war, dorthin gegangen, wohin er ihr nicht folgen konnte; und schon hatte die

Komplikation in seinem Herzen begonnen. Er war sich ihrer nicht sicher. Was wollte sie *wirklich*? Was, dessen er nicht sicher war, wollte sein Herz von ihr?

Er versuchte ihren Zauber, das Verlangen und das leise Angstgefühl abzuschütteln. Als sie fort war und es Nacht wurde, machte er seine Runde durch den Wald. Alles war still. Der Mond war untergegangen. Er wartete im Dunkeln unter einem Baum auf der Hügelkuppe, von wo aus er die Lichter von Stacks Gate und einige Lichter von Tevershall sehen konnte. Es war ein stiller, schöner Frühlingsabend, voller Leben. Doch auch voll von Grauen – dem wunderlichen, ewig wechselnden Grauen der Midlands.

Die Lichter von Stacks Gate und Tevershall schienen mutwillig zu funkeln, und das Rot der Öfen, schwach und rosig in der wolkenlosen Nacht, wirkte irgendwie wissend. Eine merkwürdige Furcht bedrückte ihn, ein Gefühl der Wehrlosigkeit. Da draußen, da hinten waren all diese weißen Lichter und die undefinierbare, schnelle Bosheit, die in ihnen lag.

Er wandte sich heimwärts, in die Dunkelheit des Waldes. Aber er wußte, daß der Wald in seiner Dunkelheit und Einsamkeit zerbrechlich war wie eine hohle Nuß. Wie eine hohle Nuß konnten die gehässigen Geister jener weißen Lichter die Einsamkeit des alten Waldes, der ihm noch geblieben war, aufknacken und die Bosheit hereinlassen. Er war in Gefahr. Und indem er die Frau nahm und ihr nackt beiwohnte, hatte er sich wer weiß welcher Furcht, welchem Verhängnis ausgesetzt.

Es war weder Furcht vor der Frau noch Furcht vor der Liebe. Es war ein Grauen, fast ein Entsetzen, aber vor et-

was Unbestimmtem. Nicht daß er bedauert hätte, was er getan. Er hatte die Frau glühend begehrt und beehrte sie noch. Langsam, sorgfältig, mit der Gewissenhaftigkeit eines Einsiedlers, bereitete er sich sein Abendessen aus Brot, Käse, Zwiebeln und Bier und kochte im Doppelkocher den Haferbrei für morgen früh. Seine Küche war sehr kahl, keineswegs anheimelnd, aber sauber, ordentlich und merkwürdig still. Es war ein Raum, in dem man das Gefühl von geballtem Schweigen hatte, einem Schweigen, das fast einen Willen besaß.

Nachdem er mit seinen wenigen Hausarbeiten fertig war, ging er noch einmal für eine halbe Stunde mit seinem Hund hinaus. Die Furcht in ihm war keine Furcht vor Wilderern – keine Furcht vor etwas Bestimmtem. Auch war es nicht das Gefühl, unrecht getan zu haben. In dieser Beziehung hatte er kein Gewissen. Er fand oft, daß er ein Narr gewesen war, nie aber, daß er unrecht getan hatte. Das Wort ›Sünde‹ hatte keine Bedeutung für ihn. Er ging ohne Furcht vor der Dunkelheit durch den Wald, aber mit einem Angstgefühl, das fast seine Schultern niederdrückte und ihm das Herz zusammenzog. Es war die Angst, die ein unabhängiges, alleinstehendes Individuum vor der Gesellschaft, vor der Masse Mensch hat.

Constance ihrerseits war in so gehobener Stimmung wie seit Jahren nicht, als wären alle Schwierigkeiten der Welt weggerollt. Sie würde rechtzeitig um halb acht zum Essen zu Hause sein, so daß niemand sie ausfragen konnte.

Sie fand jedoch alle Türen des Hauses verschlossen und mußte klingeln. Das ärgerte sie. Mrs. Bolton öffnete.

»Oh, Euer Ladyship, ich hab mir schon Gedanken ge-

macht, was aus Ihnen geworden ist!« sagte die Frau schelmisch und *sotto voce*. »Sir Clifford hat noch nicht nach Ihnen gefragt – er hat Besuch von Mr. Linley, sie haben etwas Wichtiges zu besprechen. Soll ich das Essen ein bißchen verschieben?«

»Ja, vielleicht – zehn Minuten.«

»Sehr wohl, Euer Ladyship. Dann haben Sie Zeit zum Umziehen – falls Mr. Linley zum Essen bleibt.«